

Rezensionen

Ursula Krechel: **Stark und leise. Pionierinnen**. Salzburg: Jung und Jung-Verlag 2015, 344 S., € 25

Neunzehn Frauen werden portraitiert. Ihre Begabung, ihr Wille, ihre Wirkung. »Stark und Leise« sind ihre Lebensläufe. Stark und leise ihre Werke.

Die 1947 in der rheinlandpfälzischen Römer-Stadt Trier geborene Ursula Krechel, die 2012 mit ihrem Roman »Landgericht« Trägerin des Deutschen Buchpreises wurde, hat in der Anthologie »Stark und leise« ihre in den letzten drei Jahrzehnten geschriebenen Frauen-Bilder versammelt. Präsentiert werden Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen vom Mittelalter bis zur Jetzt-Zeit, Namhafte und No-Names von Bettina von Arnim bis Annette von Droste-Hülshoff, von Vicki Baum bis Irmgard Keun, von Irene Brin bis Elke Erb. Viele erwartbare Namen, einige Entdeckungen.

Alle werden ins Auge genommen von einer Autorin, die selbst als Literaturwissenschaftlerin, Lyrikerin, Romancière und Kritikerin arbeitet. Allen Ausgewählten gemeinsam ist der Kampf um das eigene Werk, der Wille zum Ausdruck und die Anstrengung der Durchsetzung auf dem Markt. Allen gemeinsam ist der hohe persönliche Preis, den diese Pionierinnen zu zahlen haben mit Selbstzweifeln, mit Blockaden, mit Erschöpfung, Verzweiflung und Armut. Es ist der Preis dafür, dass sie ihre Worte, Bilder, Analysen öffentlich machen wollen. Gegen Widerstände und Widersacher im Kunstbetrieb, gegen Nichtanerkennung durch das männliche Machtkartell, gegen seine Politik des Ignorierens, Verlachens, Schmähredens, Unterdrückens.

Krechel arbeitet greifbar die unerträgliche Spannung dieser weiblichen Kreativität heraus zwischen den psychischen und den publizistischen Zwiespälten.

In einem Panorama über das Berlin der Zwanziger Jahre ballt Krechel Zeitgeist, Lebensgefühl, Literatinnen und ihre literarischen Heldinnen zusammen zu einem exzellenten Gemälde von Berlin als »Auffanglager« internationaler Intelligenz, »das 1933 ausgeräuchert wird«. Hier kennt sie sich aus, die Autorin; über diese Welt und deren Theatralik hat sie doktriniert, und daher funktioniert hier auch ihr radikal subjektiver Zugriff auf den Stoff, für den Krechel die Gattung des Essays wählt.

Gelungen daher auch die kurze Skizze über die heute nur noch Spezialisten bekannten »Karschin« – jene Annalisa Karsch, die als Dorfschankwirtstochter über wahnwitzige Lebenslabyrinth ohne jede formale Ausbildung im Preußen des 18. Jahrhunderts zur Dichterin aufsteigt und in Berlin sogar mit ihrem leibhaftigen König über Poesie parliert: »Herrscherlob und Kniezittern« – davon hätte man noch zehn Seiten mehr lesen wollen, auch um das Mirakel gelöst zu bekommen, woher dieses ungeschulte weibliche Wesen seine poetische Potenz schöpfte und so zum Miraculum seiner ganzen Zeitgesellschaft wurde.

Glücklos dagegen wird dieser essayistische Zugriff, wenn der Autorin ihr Gegenstand fremd ist und fremd bleibt. Das Bild, das Ursula Krechel von Christine de Pizan zeichnet, ist nicht beseelt. Eine Anstrengung, eine Belesenheit, eine Pflichtübung. Also noch ein Stückel mehr über diese wohlbeforschte Gründungsheroine und Schutzherrin weiblichen Schreibens, die erste Schriftstellerin, die erste Feminis-

tin der kontinentalen Kultur, die im Spätmittelalter mit ihrem utopischen Buch »Stadt der Frauen« Furore machte. Dass die adlige Streiterin so zur Patronesse des großen Geschlechter-Streites wird, als »Querelle des Femmes« über vier Jahrhunderte erbittert geführt, wird von Krechel mit keinem Wort erwähnt. Immerhin handelt es sich hier um eine der zentralen Debatten europäischer Weltordnung. Und derart wird diese Heroine um ihre eigentliche Rolle als Pionierin gebracht.

Genau hier offenbart sich das Manko dieses Sammel-Bandes! Das unverbundene Nebeneinander all dieser Impressionen strandet in einer Beliebigkeit, die gedanklichen Rahmen und erklärende Zusammenschau ebenso vermissen lässt wie Begründung oder Erklärung der Auswahl. Nirgendwo ist Begriff und Konzept der »Pionierin« zu finden. Schade.

Friederike Hassauer

Anne Fleig (Hrsg.): **Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose.** Frankfurt a.M./New York: Campus 2014, 244 S., € 29,90

»Gender« ist nach wie vor ein brisanter Begriff, dessen widersprüchliche Verwendungen inzwischen weit über feministische Zusammenhänge hinausgehen. *Gender Mainstreaming* und vor allem rechtspopulistische Anti-Genderismus-Kampagnen zeigen dabei an, wie umkämpft die Geschlechterverhältnisse sind und wie dringend feministische Analyse und Kritik gebraucht werden. Die Frage, welche Rolle *Gender* für eine kritische Zeitdiagnose spielen kann, welche politisch-theoretischen Probleme aber auch mit dem Begriff verbunden sind, ist also hochaktuell. Ausgangspunkt des Bandes

sowie der von der Herausgeberin veranstalteten Ringvorlesung an der Freien Universität Berlin, auf die er zurückgeht, war »der Wunsch gegen die immer breitere Verwendung des Begriffs *Gender* und der mit ihr verbundenen Begriffsverwirrung Einspruch zu erheben und auf neue begriffliche Allianzen hinzuweisen« (9). Eine ganze Reihe von Autorinnen bezieht sich hierfür auf die feministische Theorie der sexuellen Differenz – jenen Theoriestrang, der »im deutschsprachigen Raum [...] allmählich ausgeblendet wurde« (11). Doch trotz der »Zweifel daran, dass es gelingen kann, mit der Kategorie *Gender* die Struktur der Geschlechterverhältnisse zu reflektieren« (ebd.) lautet die zentrale Frage nicht, wie Anne Fleig in der Einleitung betont, »ob *Gender* eine Zukunft hat, sondern [...] wo Kritik ansetzen muss, um mit den Widersprüchen der Gegenwart umzugehen« (8f.). Der Band gibt somit Einblick in einen kollektiven Prozess der theoretischen Selbstreflexion in der Absicht, das begriffliche Instrumentarium für »Analyse, Kritik und Veränderung der herrschenden Geschlechterverhältnisse« (13) zu schärfen.

Sigrid Nieberle beginnt diese Reflexion mit Überlegungen zur Kodifizierung der Ergebnisse der Gender Studies in einem literaturwissenschaftlichen Lehrbuch. Die »fortgeschrittene Epistemisierung« (23), die darin zum Ausdruck kommt, dass *Gender* zum Gegenstand von Lehrveranstaltungen, Prüfungen, Enzyklopädien etc. geworden ist, betrachtet Nieberle zwar kritisch. Sie betont aber zugleich, dass die Etablierung von *Gender* als »epistemischem Ding« eine »Erfolgsgeschichte« sei (25). Auch wenn Gender Studies »massiv das Vergessen von Ergebnissen der feministischen Frauenforschung« forcierten (31), trage der Begriff, so das Fazit, doch zu einem Reflexionsgewinn in der Literaturwissenschaft bei.

An der von Nieberle skizzierten Ambivalenz setzen die folgenden Beiträge von *Barbara Rendtdorff*, *Sabine Hark*, *Rita Casale* und *Tove Soiland* an, bringen jedoch sehr unterschiedliche Einschätzungen zum Ausdruck. So hält Rendtdorff den Genderbegriff für »vollständig depolitisiert« und verweist auf Verwendungen im pädagogischen Kontext, wo der Hinweis auf »den Genderaspekt« meist bedeutet, bestehende Geschlechterdifferenzen affirmativ einzubeziehen. Unter Bezug auf Lacans Theorem der symbolischen Ordnung plädiert sie dafür, auf die Veränderung dieser strukturellen Ebene zu zielen und »Geschlecht als Frage und Begrenzung« (45) zu verstehen. Das bedeute, Identität als grundsätzlich ungeschlossen und die »eigene Begrenztheit« (46) und Verwiesenheit auf andere als konstitutiv für das Selbst anzuerkennen.

Casale und Soiland knüpfen ebenfalls an die Lacan'sche Psychoanalyse und ihre Rezeption durch die Theoretikerinnen der sexuellen Differenz, allen voran Luce Irigaray, an. Mit der poststrukturalistischen Gendertheorie Judith Butlers, kritisiert Casale, sei eine »Reduktion von Subjektphilosophie [...] auf Identitätsphilosophie« (85) verbunden, was wiederum eine »Ablehnung der strukturellen Ebene der Problematisierung« voraussetze (ebd.). Ähnlich wie Rendtdorff plädiert auch Casale für eine Refokussierung von feministischer Analyse und Kritik auf die »Verschiebung der symbolischen Ordnung des Geschlechterverhältnisses« (94). Auf dieser Ebene verortet auch Soiland die Problematik patriarchaler Geschlechterverhältnisse. Sie geht von dem Befund aus, dass eine »neopatriarchale« Geschlechterhierarchie (99) scheinbar problemlos mit einer Liberalisierung der Geschlechterordnung koexistiert. Soiland zieht daraus den Schluss, dass Macht, Herrschaft und Hierarchie weder auf der Ebene der Fixierung geschlechtlicher

Identitäten konstituiert werden, noch auf dieser Ebene veränderbar sind. »Es gibt ›Patriarchales‹ auch jenseits der Identität, jenseits der Zuschreibung normativer Männlichkeit und Weiblichkeit« (114). Um dies zu verändern sei die »Artikulation einer weiblichen Subjektposition« (121), die das patriarchale Symbolische untergräbt, notwendig.

In Gegensatz zu Soiland und Casale, die die Überhöhung von »Pluralität« und »Kontingenz« mit neoliberalen Flexibilisierungsimperativen in Verbindung bringen, argumentiert Hark, dass Feminismus, um sich in den Kontroversen und Konflikten der Gegenwart zu bewähren »Kontingenzbewusstsein« (54) benötige. Gemeint ist damit »die Fähigkeit, das Wirkliche als Teil des Möglichen zu betrachten und nicht zuletzt die Möglichkeit einzurechnen, selbst in den je spezifischen Zuschnitten und Figurationen vorübergehend zu sein« (55). Der Begriff *Gender* ist für Hark mit dieser Fähigkeit eng verbunden und steht für die fortwährende »Arbeit der Dekonstruktion« von Geschlecht (67). Trotz der nicht-feministischen Aneignungen ist *Gender*, so Hark, »immer noch in der Lage *trouble* zu verursachen« (ebd.).

Die neoliberale Restrukturierung der Geschlechterverhältnisse ist zwar in fast allen Beiträgen ein expliziter oder impliziter Bezugspunkt, jedoch steht sie allein bei *Cornelia Klinger* und *Angela McRobbie* im Zentrum gesellschaftstheoretischer Überlegungen. Klinger geht der oft – etwa von Nancy Fraser – behaupteten politischen Nähe von Feminismus und Neoliberalismus anhand des *Adult Worker Models* nach und zeigt, dass sich in der Kritik an der strukturellen Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit, Lohnarbeit und Familienarbeit tatsächlich neoliberale und feministische Forderungen überlagern. Die Frage aber, ob sich daraus »eine Allianz für die Zukunft

begründen« lasse (136), verneint Klinger. Auch wenn die »technologieforcierte neoliberale Landnahmedynamik« (149) der Idee der Geschlechtergleichheit in Gestalt des Gender Mainstreaming erneut Auftrieb verliehen habe, sei diese Dynamik »letzten Endes unvereinbar mit den Emanzipationsansprüchen von Frauen« (154). Denn emanzipatorische Forderungen und Prinzipien ließen sich eben nicht »naht- und restlos in Nützlichkeits- und Profitkalküle« überführen (ebd.).

McRobbie rekonstruiert die neoliberale Aneignung des Feminismus mit Blick auf die Formierung eines »dezidierten Mittelschichts-Feminismus«. Sie zeigt, wie medial und politisch ein »Modell staatstragender Mutterschaft« (169) inszeniert wird, in dessen Zentrum die »erwerbstätige Mittelschichtsmutter« (ebd.) steht. Deren Negativfolie ist eine »verächtliche Mutterfigur« – typischerweise unverheiratet, mit Kindern von unterschiedlichen Vätern, von sozialen Transferleistungen lebend und einem wenig auf Attraktivität bedachten Erscheinungsbild (ebd.). Im Feld des Politischen entspricht dieser Konstruktion die Verbannung der »Werte der alten Sozialdemokratie«, die auf eine staatliche Familienpolitik und einen egalitären Feminismus ausgerichtet war (183).

Wie und warum artikuliert sich Widerstand gegen ungerechte (Geschlechter-)Verhältnisse immer aufs Neue? Dieser Frage nachgehend plädiert *Hilge Landweer* für eine Neufassung des Begriffs der Betroffenheit. Dabei geht es ihr nicht darum, die »moralistische Bedeutung dieses Ausdrucks wiederzubeleben« (186). In Anschluss an die Neue Phänomenologie führt sie vielmehr den Begriff der »leiblich-affektiven Betroffenheit« ein und argumentiert, dass nicht abstrakte Gerechtigkeitskalküle sondern konkrete Unrechtserfahrungen Ausgangspunkt für

widerständiges Handeln sind. Die Frage, ob wir »in ferner Zukunft [...] auf den Begriff des Geschlechts und entsprechend auf ein Selbstverständnis als Männer, Frauen oder drittes Geschlecht« (217) verzichten können, lässt Landweer bewusst offen. In der Gegenwart aber gebe es »für uns [...] keine Möglichkeit, uns des Geschlechts zu entledigen« (ebd.).

In ihrem abschließenden Beitrag, der sich der Frage »weiblicher Autorschaft nach dem Gender Turn« widmet, argumentiert *Anne Fleig* darüber hinaus, dass es unter gegenwärtigen Bedingungen auch problematisch ist, sich der Kategorie »Frauen« zu entledigen. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist, »dass es heute im literarischen Feld zwar zahlreiche Autorinnen, aber keine tiefere Auseinandersetzung über (männliche) und weibliche Autorschaft« (221) gibt. Fleig führt dies auf die poststrukturalistische Wende zurück, die – im Anschluss an die These vom »Tod des Autors« – dazu führte, dass die »Annahme eines weiblichen Kollektivsubjekts« grundsätzlich in Frage gestellt wurde (222). In Auseinandersetzung mit Essays von Juli Zeh und Antje Ravic Strubel zeigt Fleig dagegen, dass die Frage nach Bedingungen und Möglichkeiten einer explizit weiblichen Autorschaft längst nicht erledigt ist und plädiert für eine »post-poststrukturalistische Perspektive« (237). Diese thematisiere nicht nur Autorschaft sondern auch das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft auf neue Weise. Die Repolitisierung des Genderbegriffs, die sich hier abzeichnet, kennzeichnet den gesamten Band. So unterschiedlich die theoretischen Verortungen und Einschätzungen auch sind, so sehr scheinen sich die Autorinnen einig, dass Gesellschaftstheorie und -kritik wieder die zentralen Fluchtpunkte der Gender Studies werden sollten. Gerade in ihrer Vielschichtigkeit

geben die Beiträge dazu wichtige Impulse. Die Zukunft von *Gender* hat begonnen.

Susanne Lettow

Katharina Walgenbach und Anna Stach (Hrsg.): **Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen.** Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, Bd. 4. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich 2015. 225 S., € 29,90

In den aktuellen gesellschaftswissenschaftlichen Debatten über die Transformationsprozesse kapitalistischer Industriegesellschaften besteht Einigkeit darüber, dass es sich um sehr grundlegende Veränderungen handelt, die Frage, ob diese Prozesse eine neue Gesellschaftsform hervorbringen, wird allerdings unterschiedlich und häufig unter völliger Ausblendung der Geschlechterverhältnisse beantwortet. Der Sammelband, den *Anna Stach* und *Katharina Walgenbach* im Anschluss an eine Tagung an der Bergischen Universität Wuppertal vorlegen, greift prominente Diagnosen zu gesellschaftlichen Transformationsprozessen auf und fragt nach deren Wechselverhältnis mit Transformationen von Geschlechterverhältnissen. Ob, in welchen gesellschaftlichen Zusammenhängen und wie diese erkennbar sind, ist für die Herausgeberinnen eine offene Frage (7). Sie betonen die Gleichzeitigkeit von Beharrung und Veränderung, »wenn es um die Untersuchung gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse geht« (7).

In den insgesamt elf Beiträgen des Bandes geht es um die Ungleichzeitigkeiten, Paradoxien und Verwerfungen in den Geschlechterverhältnissen. Aufge-

griffen werden gesellschaftliche Veränderungsprozesse im Zusammenhang des Formwandels von der fordistischen zur postfordistischen Gesellschaft. Viele Autorinnen gehen dabei implizit wie explizit davon aus, dass die emanzipatorischen Impulse feministischer und queerer Bewegungen längst in den Sog einer neoliberalen Dynamik geraten und Ziele wie Selbstbestimmung oder eine höhere Erwerbsbeteiligung von Frauen der gnadenlosen Vereinnahmung als Humanressourcen unterworfen sind. Damit stellt sich die Frage nach Fallen, die den Strategien des westlichen Feminismus von Anfang an eingeschrieben waren, ebenso wie die Frage nach den gegenwärtigen gesellschaftskritischen Diagnosen und möglichen Interventionen im Umgang mit der aktuellen Situation. Auf diese Fragen geben die Beiträge des Bandes unterschiedliche Antworten. Sie reichen von eher programmatisch abgefassten über theoretisch zugespitzte bis hin zu empirisch verankerten Diagnosen und Vorschlägen zu möglichen Ansatzpunkten und Kurswechseln für die Geschlechterforschung, nicht nur in den Erziehungswissenschaften. Der Band gliedert sich in vier Abschnitte: »Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen«; »Transformationen von Geschlechterordnungen und Care«; »Transformation von Geschlecht, Bildung und Erziehung«; »Gesellschaft und Subjekte transformieren«.

Der erste Abschnitt umfasst vier Beiträge und wird von einem allgemein gehaltenen Überblickstext von *Katharina Walgenbach* eröffnet, der verdeutlicht, dass »der neoliberale Kapitalismus auf den ersten Blick kein Geschlecht zu kennen scheint« (42) und zugleich unterstreicht, wie entscheidend geschlechtertheoretische Analysen zum Verständnis der Dynamiken dieses Kapitalismus beitragen. Eine solche konkrete Analyse leistet *An-*

gela McRobbie, indem sie nach dem »Geschlecht des Postfordismus« fragt und sich differenziert und kritisch mit der Ideologie des *passionate work*, deren Verschränkung mit den Geschlechterverhältnissen und deren Bedeutung für Widerstandspotentiale befasst. Ihre Auseinandersetzung beinhaltet einerseits die Analyse neuer Klassenverhältnisse, insbesondere im Hinblick auf junge Frauen im Vereinigten Königreich, die ihre Herkunft aus der *working class* zu überwinden suchen. Andererseits fragt McRobbie nach den Potentialen für politische Veränderungen, die sie vor dem Hintergrund der konkreten Lebensverhältnisse junger Frauen (und Mütter) deutlich vorsichtiger beurteilt als etwa Michael Hardt oder Isabell Lorey. Interessant ist ihr Vorschlag, solche Potentiale eher in der brüchigen, wie feine Haarrisse wirkenden Wahrnehmung eines familienbiographisch verankerten Klassenbewusstseins zu vermuten, als in einer radikalen Flucht aus den Verhältnissen, die im Übrigen für viele der jungen Frauen gar nicht möglich wäre.

Der Beitrag von Sara R. Farris (»Femotionalismus und Staatsfeminismus«) fokussiert auf die paradoxen Effekte, die europäische Gleichstellungspolitiken für Migrantinnen haben, wenn diese im Zuge einer Workfare-Politik in Niedriglohnsektoren und Carework »integriert« werden. Eine ihrer Thesen lautet, dass das fordistische Gesellschaftsmodell mit dem Ernährermodell und der entsprechenden geschlechtlichen Arbeitsteilung die »gemeinsame Grundlage für Frauensolidarität« (83) jenseits der Klassen bot. Schließlich nähert sich Jeff Hearn der Frage nach den Transformationsprozessen »aus der Perspektive von Männern und Männlichkeiten«, wobei er viele verschiedene theoretische Fäden und Befunde aus der Forschung zu Männern in Europa aufnimmt, ohne diese abschließend zu bündeln.

Der zweite Abschnitt, der auf Care konzentriert ist, umfasst einen regulations-theoretisch ausgerichteten Beitrag von Tove Soiland. Sie plädiert mit Nachdruck dafür, die gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen aus einer wertschöpfungstheoretischen Perspektive zu analysieren. Davon ausgehend, dass wir es »mit einer weltweiten Restrukturierung der individuellen und sozialen Reproduktion zu tun haben«, diskutiert Soiland die gesellschaftlichen Widersprüche, die aus einer »Überführung von personenbezogenen Dienstleistungen in die Warenförmigkeit« (127) hervorgehen. Aus ihrer Sicht ist ein ökonomisches Verständnis dessen, »was hier vor sich geht« (128) der entscheidende Schlüssel dafür, dass das Undurchschaubare durchschaubar wird – wie das Adult-Worker-Modell als ideologische Vermittlung fungiert, die etwas verspricht, das im Rahmen der kapitalistischen Ökonomie unmöglich ist: Geschlechtergleichstellung (vgl. 128). Der zweite Text, der sich mit Transformationen von Geschlechterordnungen und Care befasst, ist eine hegemonietheoretisch fundierte Untersuchung zum familienpolitischen Vereinbarkeitsdiskurs von Christine Thon. Sie arbeitet anhand von Broschüren u. a. des BMFSJ heraus, wie eine »Anrufung vereinbarkeitswilliger Mütter« als »Subjekte eines entschiedenen Wollens« erfolgt und knüpft damit auch an Einschätzungen von Angela McRobbie an.

Im dritten Abschnitt reflektiert zunächst Barbara Rendtorff die »Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten«, die sich im Kontext von Bildung zeigen, wenn die Bedeutung von Geschlecht mal negiert und mal zum – ontologisch gesetzten – Ausgangspunkt für differenzgestützte Interventionen gegenüber Mädchen und Jungen wird. Sie schlägt vor, die Aufmerksamkeit weniger auf den Inhalt als vielmehr auf die Struktur der im-

mer wiederkehrenden Geschlechterstereotype und damit einhergehenden Ontologisierung zu richten. Als theoretischen Rahmen zieht sie hierfür Mary Douglas' weit gefasstes Institutionen-Konzept heran, mit dem das Beharrungsvermögen von Beziehungs- und Ordnungsmustern rekonturiert und Geschlecht als eine Institution gefasst werden kann, die von Praxen und Narrativen »gestützt« (151) wird. Demnach sichert die Institutionenformigkeit stereotyper Naturalisierungen deren Bestand und die Frage, ob diese »richtig« oder »falsch« sind, ist selbst Bestandteil dieser Institutionalisierung (vgl. 152). Veränderungen sind vor diesem Hintergrund mit der Frage verbunden, »welcher Spielraum in dem institutionellen Gefüge für Abweichungen und Einsprüche gegeben ist« (151). Im zweiten Aufsatz des Schwerpunkts diskutiert *Meike Sophia Baader* Fragen der Transformation im Hinblick auf »Erziehung, Bildung, Geschlecht und Wissenschaft« und zieht hierfür Befunde einer eigenen Studie zu »Geschlecht und Wissenschaft« heran, in der »Gender und Diversity in der strukturierten Promotion« (159) untersucht wurde. Sie arbeitet heraus, dass Geschlecht in diesem Kontext de-thematisiert und die Anwesenheit von Frauen im Qualifizierungsprozess gleichzeitig immer wieder betont wird. Diesen Befund diskutiert sie als ein Beispiel für rhetorische Modernisierung und *hidden structures* (vgl. 168) und schlägt unter anderem vor, »das Vexierspiel von Vorder- und Hinterbühne bei Geschlechterfragen« (171) genauer zu untersuchen.

Im dritten Abschnitt sind sehr unterschiedliche Beiträge zu Fragen von Subjektivität und Subjektivierung versammelt. So fokussiert *Regina Becker-Schmidt* »Sexualität als Matrix hegemonialer Ordnung« und wendet sich den theoretischen Vorschlägen Teresa de Lauretis' zu, deren feministische Psychoanalyse in kritischer

Bezugnahme auf Freud den Blick auf lesbisches Begehren als einen Modus der Herausbildung von Subjektivität lenkt. Damit plädiert sie für ein Verständnis von Subjektivierung, das auch die unbewussten und konflikthaften Dynamiken von Subjektivität umfasst. *Antke Engel* fragt in ihrem Beitrag nach den Möglichkeiten von »Widerstand unter Bedingungen neoliberaler Vereinnahmung« und plädiert für eine »queere Politik der Paradoxie«, um sich dem Sog von Normalisierungsprozessen zu entziehen. *Susanne Maurer* richtet ihren Blick schließlich zurück auf »Dimensionen von Bildung im Kontext der Neuen Frauenbewegung«.

Alle Autorinnen des Bandes leisten einen lesenswerten Beitrag zu den von den Herausgeberinnen aufgeworfenen Fragen. Dabei sind vor allem die Texte spannend zu lesen, die konkrete Vorschläge für die theoretische und empirische Weiterarbeit formulieren und damit den programmatischen Ton, der in der gesamten Debatte immer wieder Raum greift, überwinden.

Mechthild Bereswill

Susanne Völker/Michèle Amacker (Hrsg.): **Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik.** Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2015, 272 S., € 34,95

Prekarisierung ist in der Soziologie in den vergangenen Jahren zu einem Schlüsselbegriff avanciert, mit dem das lange angekündigte Ende des »Normalarbeitsverhältnisses« und mit ihm die Krise der Reproduktion der kapitalistischen Gesellschaften eingeläutet wird. Dabei ist aus einer zeitdiagnostischen Metaphorik längst eine anspruchsvolle analytische Perspektive geworden, unter der sich gleichermaßen konzeptionell-theoretische wie me-

thodologisch-empirische Zugänge versammeln. Der Band von *Susanne Völker* und *Michèle Amacker* trägt diesem Umstand Rechnung, indem er unter dem Titel »Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Konflikt« die (Neu)Verhandlung sozialwissenschaftlicher Grundbegriffe wie Arbeit, Sorge und Politik im Spiegel prekär gewordener Normen, Institutionen und Praktiken (7) im doppelten Sinne beabsichtigt: Einerseits als eine Neuverhandlung von sozialen Zusammenhängen in Prekarisierungsgesellschaften angesichts der Krise der Reproduktion, andererseits als eine Neuverhandlung eben jener »neuen« sozialen Zusammenhänge angesichts einer Krise der wissenschaftlichen Repräsentationen. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis verrät schnell, dass der Band nicht einfach nur an bestehende Diskussionen anknüpfen möchte, sondern diese durch den Rückgriff auf feministische Theoretiker_innen in theoretischer wie empirischer Hinsicht, nicht zuletzt auch in epistemologischer wie politischer Hinsicht erweitern möchte: Theoretisch, indem neben ungleichheitssoziologischen wie praxeologischen Arbeiten z.B. auch neomaterialistische, affekttheoretische, wie queertheoretische Perspektiven etwa von Athena Athanasiou und Judith Butler miteinbezogen werden, die die Prekarisierungsdiskussion um Konzepte der »Konvivialität« und »Empfänglichkeit« und damit auch um den Aspekt »ontosozialer Prekarität« ergänzen. Empirisch, indem die Prekarisierung von Arbeit und Arbeitsverhältnissen konsequent auf Erwerbs- und Sorgearbeit bezogen wird und der Begriff der Sorge maximal »breite« Verwendung findet, um auch Phänomene wie Sorgsamkeit, Sorglosigkeit, Selbstsorge oder Fürsorge im Blick zu haben. Epistemologisch, weil die wissenschaftliche Indienstnahme von Differenzkategorien und diskursiven »Normalitätsstandards« in der Prekarisierungsdebatte kon-

sequent mitreflektiert wird. Politisch, weil Prekarisierung (auch) als neoliberales Regierungsinstrument verstanden wird und folglich nicht nur die Frage der Bedingungen, Logiken und Politiken der Prekarisierung, sondern auch die Frage nach Möglichkeiten des Widerstandes gegen sie zur Diskussion stehen. Die Suche nach alternativen Konzepten des Politischen folgt der Suche nach alternativen Ökonomien von Soziabilität, des »Gemeinsamseins im Prekärsein« (Isabell Lorey), nach einem gemeinsamen »guten Leben«, die mal implizit mal explizit den Band wie ein roter Faden durchzieht.

Der Band ist in vier große Teile untergliedert, die sich entlang von Schlüsselbegriffen, Schlüsselphänomenen sowie alltags- und wissenschaftspraktischen Schlüsselproblemen sortieren: Im ersten Teil, der sich mit »Prekarisierung der sozialen Reproduktion: Sorgeverhältnisse in der Krise« beschäftigt, sind vier Beiträge versammelt, die den Begriff der Sorge zum Ausgangspunkt nehmen, um über die Zumutungen der gegenwärtigen Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik nachzudenken. Das Leiden an der Gesellschaft äußere sich vor allem in neuen Sorgekonflikten, die sich häufig am tiefen Widerspruch zwischen »privatisierter« Sorgeethik und einer »ökonomisierten« Sorgearbeit entzünden und im Grunde alle Gesellschaftsmitglieder – wenn auch unterschiedlich – betreffen: Alleinerziehende oder -pflegende Frauen ebenso wie Dual-Career-Couples mit oder ohne Kinder wie auch den männlichen »Familienernährer«. Sorgekonflikte und das Leiden daran entspringen einem diffusen Gemengelage aus zu wenig Zeit, zu wenig Geld, zu wenig Anerkennung, zu wenig Sicherheit, zu wenig Freiheit; vor allem aber einem zu wenig Mit-Sein, Aufgehoben-Sein, Umsorgt-Sein – trotz oder gerade weil es ein Zuviel an Selbstverantwortung und Flexibilität gibt. Sorge-

konflikte sind gerade keine privaten Konflikte, sondern angesichts arbeitsmarkt- wie geschlechterpolitischer Leitbilder des *homo oeconomicus* und *adult worker* privatisierte und personalisierte Konflikte, wie vor allem die Sammelbeiträge von *Diana Auth*, *Christina Klenner* und *Sigrid Leitner* sowie von *Brigitte Aulenbacher*, *Maria Dammayr* und *Fabienne Décieux* verdeutlichen. Es sind zum Teil sehr unmittelbare, sehr konkrete empirischen Erfahrungen von *Unterversorgung* im Hinblick auf Care-Dienstleistungen in Bildung und Erziehung, Gesundheit und Pflege. Schon in den ersten vier Beiträgen des ersten Teils wird die Notwendigkeit einer umfassenden *Care Revolution* skizziert, die für die einen vor allem den intellektuellen Umbau politischer Theorie und Ökonomie (*Isabell Lorey*), für die anderen eher soziale Bewegung von »unten« bedeutet (*Gabriele Winker*).

Der zweite Teil »Politiken prekärer Positionierungen: Interdependenzen und Anfechtungen« fokussiert die »analytische Kraft des Konzepts der Prekarisierung im Hinblick auf Intersektionen und Interferenzen« (14); oder als Frage formuliert: Was sind »blinde Flecken« der Prekarisierungsdiskussion bzw. welche Normalitäts- und welche Problemkonzeption liegt der Konstruktion von Prekarisierung und Prekarität zugrunde? Insbesondere der Beitrag von *Arne Müller* ist sehr erhellend, da er die Prekarisierungsdebatte angesichts der Situation behinderter Menschen auf dem Arbeitsmarkt einem »empirischen Stresstest« unterzieht und hier eine kritische Perspektive auf Schlüsselbegriffe und Definitionen einzieht. Denn wer Prekarisierung wie Robert Castel und Klaus Dörre als »Erosion von Normalitätsstandards« begreift, ohne gleichzeitig die kulturellen Grundlagen von Normalitätsstandards, z. B. die soziale Konstruktion »leistungsfähiger« Körper und »wirtschaftlicher« Arbeitsplätze, zu

reflektieren, der übersieht, dass Menschen mit Behinderung immer schon der »prekarierte Normalfall«, wie Arne Müller (125) zurecht in seinem Beitrag anmerkt, waren.

Der dritte Teil des Buches mit der Überschrift »Prekarierte Leben: Praktiken sozialer Einbindung« fokussiert die Ebene alltäglicher Lebensführungspraktiken in ausgewählten Erwerbs- und Lebenszusammenhängen. *Kai Marquardsen* berichtet etwa aus dem Leben von Leistungsbezieherinnen im SGB II, die ihre eigene Prekarität je nach Gegenüber unterschiedlich erleben und entsprechend ihrer jeweils *anderen* Prekaritätserfahrung auch ihre sozialen Beziehungen *anders* sortieren. Hingegen geht es im Beitrag von *Jette Hausotter* und *Iris Nowak* um die Lebensgestaltung von Ingenieur_innen und Altenpflegekräften, die trotz unterschiedlicher Indienstnahme von Berufs- und Geschlechterbildern für die Subjektkonstruktion gleichermaßen unter Vereinbarkeitskonflikten leiden und diese Konflikte zumeist individuell austragen. Auch der Beitrag von *Alexandra Manske* und *Hendrik Brunsen*, der den Familienalltag eines freien Mitarbeiters in der Designbranche schildert, nimmt die These auf, dass persönliche Vereinbarkeitskonflikte größtenteils aus überlebten gesellschaftlichen Geschlechterordnungen und institutionellen Arbeitsformaten erwachsen, und zeigt, wie *neue Väter* mit *neuen*, häufig pragmatischen Definitionen von Arbeit und Sorge diesen Konflikten begegnen: Sie formulieren reproduktionsorientierte Ansprüche an befriedigende Arbeit und/oder umgekehrt Rationalisierungsansprüche an Sorgearbeiten. So ist die männliche Übernahme von Fürsorgearbeiten nicht automatisch als ein Zeichen für das Aufbrechen traditioneller Geschlechterrollen zu verstehen, im Gegenteil. Der Fall des Industriedesigners Martin Müller zeigt, dass auch Kinderer-

ziehung die Form eines hochgradig rationalisierten Arbeitshandelns annehmen kann, weshalb selbst das »archaische Vartier« den Konnex von Männlichkeit und Erwerbsarbeit nicht aufbricht.

Im vierten Teil wird unter der Überschrift »Prekär Werden: Gesellschaft, Gemeinschaft und das Politische« eine umfassende Rekonstruktion des Sozialen unter dem Begriff des Prekären angeregt. Schließlich zählen Krisendiagnosen und gesellschaftliche Prekarisierungsprozesse ebenso wie Fragen ihrer *sozialen* Bewältigung und Gestaltung zum »Kerngeschäft« moderner sozialwissenschaftlicher Disziplinen, allen voran der Soziologie. Identifikation und Analyse von Prekarisierungsprozessen so könnte man mit *Hanna Meißner* argumentieren, gehören zum identitätsstiftenden Element der Soziologie als Wissenschaft einer von Menschen gemachten und gestalteten gesellschaftlichen Ordnung. Mit ihrem Rückblick auf die Anfänge der Marx'schen Gesellschaftstheorie regt Meißner an, die Theoretisierung des Sozialen als situierte Theorie-Praxis eines bestimmten Macht-Wissens-Komplexes zu begreifen und lädt ein, immer auch das *Andere* dieser Ordnung des Sozialen zu denken.

Forschungsstrategisch bedeutet dies, Prekarisierung nicht eindeutig, sondern – wie es im Titel des Bandes bereits an klingt – immer mehrdeutig, *im Plural*, zu denken, nicht die Wesenheiten, das Prekäresein, sondern die Relationen und ihre Aktualisierungen, das Prekäresein für andere bzw. das Prekärwerden, zu betrachten. Letzteres interpretiert *Stephan Trinka* mit Rückgriff auf Pierre Bourdieus Arbeiten auch als Auseinanderrücken des Verhältnisses zur Welt, zum Raum und zur Zeit (244). Welche Belastung diese Ver-rücktheiten im Miteinander des Alltags und im Erwerbsleben bedeuten, zeigt der Band sehr deutlich, welche Optionen und Dynamiken sie für wissenschaftliches

und politisches Handeln bieten, aber auch.

Susanne Völkers Schlussbemerkungen bündeln die in den Beiträgen aufgeworfenen Gedanken noch einmal im Hinblick auf eine Verschiebung der gesellschaftstheoretischen Problematisierung von Prekarisierung hin zu der affirmativen Öffnung des Prekär Werdens (254). Völkers greift dabei die Kategorie des »Mit-Seins« des französischen Philosophen Jean Luc Nancy als Theorieangebot für ein Andersdenken des Politischen, von Gemeinschaft, Subjektivität und Handlungsfähigkeit auf. Völkers und Amacker haben damit einen Band vorgelegt, der nicht nur aktuelle Positionen zur feministischen Prekarisierungsdebatte zusammenbringt, sondern diese auch als Programm für eine emanzipative Reformulierung von Gesellschaftskritik und Politik ernst nimmt.

Julia Reuter

Rosi Braidotti: **Posthumanismus. Leben jenseits des Menschen.** Aus dem Englischen von Thomas Laugstien. Frankfurt a.M. und New York: Campus 2014, 214 S., € 24,90.

Foucault schließt *Die Ordnung der Dinge* mit der Feststellung, dass der Mensch eine junge Erfindung sei. Als diskursive Formation ist der Begriff des Menschen mit dem Humanen verknüpft. Diese beiden Denkfiguren stoßen zu Beginn des 21. Jahrhunderts laut Rosi Braidotti endgültig an ihre Grenzen. Alltagspraxis und Wissenschaft sind ihr zufolge einem grundlegenden Wandel unterworfen: Wir treten in die Phase der »posthumanistischen Verwicklung« und des postanthropozentrischen Denkens ein (7). Für die Analyse dieser neuen Situation entwickelt

Braidotti ihre kritische Theorie des Posthumanismus entlang von vier Fragestellungen: »Was ist das Posthumane?«, »Wo bleibt eigentlich in der posthumanistischen Situation das Humane?«, »Wie erzeugt das Posthumane seine eigenen Formen von Inhumanität?« und »Wie beeinflusst das Posthumane die Tätigkeit der heutigen Geistes- und Humanwissenschaften?« (9). Diese Fragen bearbeitet Braidotti in vier Hauptkapiteln, in denen es um ein Leben jenseits »des Selbst«, »der Art«, »des Todes« und »der Theorie« geht.

Im ersten Kapitel unterzieht sie das Humane und den Humanismus als euro- und androzentrische Figuren einem kritischen Blick. Ihr Ziel ist es, mittels posthumanistischer Theorie als generatives Werkzeug (vgl. 11), ein neues – posthumanistisches – Verständnis von Individuum und Gesellschaft zu entwerfen. Dafür »müssen wir lernen, uns selbst anders zu denken« (17). Vehikel dieses neuen Denkens ist eine Philosophie des Werdens, die es erlauben soll, Gegensätze zwischen Humanismus und Anti-Humanismus zu überwinden und somit eine posthumane Subjektposition denkbar werden zu lassen. In Braidottis Suche nach einer geeigneten posthumanistischen Theorie stellt sie den Leser_innen den »reaktiven« und den »analytischen« (43) Posthumanismus als wichtige Strömungen heutiger posthumanistischer Theorie vor. Beide werden nach nur wenigen Seiten zugunsten eines »kritischen« (ebd.) Posthumanismus eigener Prägung überwunden: Sofern ein epistemologischer Bruch mit der Figur des Humanen gelingt, wird es ihr zufolge möglich werden, speziesübergreifende Bande herzustellen, die wiederum die konkrete Subjektposition jeder_s Einzelnen verändern. Aufgabe kritischer Wissenschaft sei es, diese neuen Subjektpositionen als konkret verleblicht und verortet zu analysieren.

Anknüpfend an ihre früheren Arbeiten führt Braidotti ihr Verständnis eines nomadischen, vitalistischen Posthumanismus im zweiten Kapitel weiter aus. Sie tritt für einen spinozistischen Monismus ein, der die Basis für eine posthumane Theorie der Subjektivität bieten soll, die nicht dem Anthropozentrismus verfällt. Um dies zu erreichen, weitet sie den Subjektbegriff auf nichtmenschliche Lebewesen und die Materie aus. Diese Ausdehnung wird begrifflich durch die Zoé, die »nichtmenschliche, vitale Kraft des Lebens« (65) erklärt. Die Autorin führt die im ersten Kapitel begonnene Dekonstruktion des humanistischen Idealbildes weiter und zeigt die Exklusivität dieser Subjektposition, nämlich weiß, männlich, bürgerlich, rational, in der Großstadt lebend – »Wie unrepräsentativ kann man werden?« (70) –, auf. Sie selbst rechnet ihren Ansatz allerdings nicht einer dekonstruktivistischen Schule zu. Vielmehr hebt sie die Selbstorganisation der Materie durch das Konzept eines »Materie-Realismus« (99) in Verbindung mit der Zoé hervor. Braidotti setzt sich zudem für eine affirmative Identitätspolitik ein, die nicht über die Abgrenzung zum Anderen verläuft, sondern Differenz als das »Prinzip des Nicht-Einen« (104) auffasst und menschliche und andere Körper als Teil eines »Natur-Kultur-Kontinuums« begreift. Im Zuge dessen erklärt sie »Transsexualität zu einem posthumanen Leitbegriff« (102).

In Auseinandersetzung mit Deleuze und Guattari führt Braidotti uns die Dimensionen ihres Konzepts einer nicht-essentialistischen, relationalen posthumanistischen Subjektivität am Beispiel der »Tierwerdung«, »Erdwerdung« und »Maschinenwerdung« vor. Mit dieser Philosophie des Werdens müsse ein neues Verständnis von Verantwortung einhergehen, um emotionale und ethische Bindungen nicht nur zu einem menschlichen

Gegenüber, sondern zu allen »Geschöpfen zu denken, mit denen wir unseren Planeten teilen« (107). Die Konkretisierung dieser neuen Verantwortung und damit die Möglichkeit, ihr tatsächlich nachkommen zu können, bleibt Braidotti der Leser_innenschaft allerdings schuldig.

Explizit wird die politische Notwendigkeit einer kritischen Wissenschaftsperspektive angemahnt, die nicht hinter einem biopolitischen Neoliberalismus herhinken dürfe. Im dritten Kapitel wird ausgeführt, dass die globale Ökonomie bereits postanthropozentrisch wäre, da der »biogenetische Kapitalismus« (68) die tradierten Grenzen der Arten verwische und auf die Kommodifizierung der »Informationsmacht des Lebendigen selbst« (67) gerichtet sei. Am Beispiel von neoliberaler Verwertungslogik und der »posthumane[n] Seite heutiger Kriegsführung« (14) (z.B. Militärrobotik) zeigt Braidotti die inhumane Dimension (Armut, Verfolgung, Ausgrenzung, Militarisierung der Grenzkontrollen) der posthumanen Situation auf. Für die hieraus erwachsende Notwendigkeit einer kritischen Ethik entwickelt Braidotti eine »affirmative posthumane Theorie des Todes« (114), die auch nichtmenschliche Akteur_innen einbinden soll. Aus ihrer vitalistisch-materialistischen Position spielt sich das Leben nicht »vor dem Horizont des Todes« (135) ab, vielmehr findet sich die Lebenskraft der Zoé auch noch im Tod, der als weiterer Aspekt eines generativen Prozesses aufgefasst wird. Der Tod als Prozess des Unwahrnehmbarwerdens führe uns zu dem, »was wir immer gewesen sein werden: ein virtueller Leichnam« (139).

Im vierten Kapitel geht Braidotti auf den posthumanen Wandel der Humanwissenschaften näher ein. So folgert sie: »Posthumane Zeiten verlangen nach posthumanen Geisteswissenschaften« (161). Sie fordert hier nicht weniger als eine

Revolution der *Humanities*. Wie zuvor ausgeführt, bringt der posthumane Gesellschaftswandel neue Subjektpositionen hervor, die Folge hiervon ist, dass sich auch das Subjekt der Geisteswissenschaften ändern muss: »Das neue Erkenntnis-subjekt ist ein komplexes Gefüge von Menschlichem und Nichtmenschlichem, Planetarischem und Kosmischem, Gegebenem und Künstlichem, was erhebliche Umstellungen in unseren Denkweisen verlangt« (163). Die »Posthumanisierung« führe letztlich zu einer »globalen Universität« (182) als »Gemeinschaft postidentitärer, posthumaner Subjekte« (184) ohne Fixpunkte.

Braidotti tritt in ihrem Werk voller Leidenschaft für eine Revolution des Denkens ein, die in eine Utopie von posthumaner Gesellschaft und Wissenschaft mündet. Am Ende dieses Prozesses steht für sie die Möglichkeit einer neuen Ethik, die posthumane Formen der Solidarität mit sich bringt. Ihr Konzept der Zoé dient hierfür als Erklärungsansatz. Dieses wird allerdings nicht ausreichend greifbar und mutet teilweise esoterisch an. Darüber hinaus können ihre Ausführungen darüber, dass der Kapitalismus und die Biogenetik bereits »Postgender-systeme« (101–103) seien, angesichts bestehender Diskriminierung von Menschen, die einer heteronormativen Norm nicht entsprechen, nur wenig überzeugen. Die Frage ist, ob Braidotti eine diskriminierungsfreie Utopie, in der die Lebewesen nicht länger in Arten klassifiziert werden, nicht bereits als Ist-Zustand begreift. Worin besteht die feministische Position Braidottis? Ihre Forderungen nach einer affirmativen Identitätspolitik jenseits abwertender Othering-Mechanismen sowie die Bedeutung, die sie der Transgender-Bewegung beimsst, weisen auf ein queerfeministisches Verständnis hin. Andererseits irritieren Passagen über die weibliche Verleiblichung wie »Ich bin

die Mutter Erde, die die Zukunft gebiert« (85). Auch ihr Verweis auf die Relevanz des biologischen Geschlechts (85) deutet eher auf ein differenzfeministisches Verständnis hin. Vielleicht sind wir einfach noch nicht hinreichend »transversale Entität, immanent eingebunden in ein Netz nichtmenschlicher (tierischer, pflanzlicher, vitaler) Beziehungen« (196), noch zu sehr verhaftet in den humanistischen Konstruktionen ganzheitlicher, autonomer Subjekte, um Braidottis Appell in seiner vollen Gänze verstehen zu können.

Ester Mehrrens und Janina Sombetzki

Peta Hinton / Pat Treusch (Hrsg.): **Teaching with Feminist Materialisms**. Nieuwegein: De Lekstroom Griffioen (AT-GENDER. The European Association of Gender Research, Education and Documentation Series) 2015, 162 S.

Der von den queer-feministischen Theoretikerinnen Peta Hinton und Pat Treusch herausgegebene zwölfte Band der AT-GENDER Publikationsreihe »Teaching with Gender« greift die Akzentverschiebung hin zu einer stärkeren Gewichtung des Materiellen in der feministischen Theoriebildung auf. Ziel des Bandes ist es, neue feministisch-materialistische Konzepte auf ihre Implikationen für die Lehrpraxis zu befragen. Damit intervenieren sie in die Debatte um *new materialism*. Diese bislang von theoretischen Auseinandersetzungen geprägte Diskussion wird um die Frage nach deren Konsequenzen für die feministische Lehrpraxis erweitert. Damit wird zugleich ein Befragungsraum im Hinblick auf die Implikationen für die Methodologien qualitativer Sozialforschung eröffnet. Die posthumanistische, anthropozentrismuskritische Stoßrichtung und die neomaterialistische

Forderung nach radikaler Situierung von immer nur relational entstehenden Entitäten lesen die Herausgeberinnen aber auch als »trouble« (4), als Irritation für die pädagogische Praxis und Theoriebildung. Ich sehe die in dem Band versammelten Beiträge als Experimente mit und Antworten auf die Irritationen der *new materialisms*.

Schon zu Beginn des Bandes schreiben sich die Herausgeberinnen in die agentuell-realistische Terminologie Karen Barads ein, die als wichtige Vertreterin der *new materialisms* gilt und die eine irreduzible Verwobenheit von Ontologie, Epistemologie und Ethik postuliert. Barad bleibt auch über die einzelnen Beiträge hinweg zentraler Referenzpunkt und an einigen Stellen hätte man sich hier mehr Heterogenität gewünscht. Eine »Ethico-Onto-Epistemo-logie« (Barad) im Zusammenhang mit Lehrpraktiken zu denken – eine erste neomaterialistische Irritation – betont nun die immer nur situative Emergenz von Subjektpositionen und damit auch von Privilegien. Eine solche Konzeption ermöglicht es Verantwortung ebenso wie Kompetenzen als im Entstehen begriffen aufzufassen (5). Dieses Motiv wird im Beitrag von *Maya Nitis* ausgeführt. Sie argumentiert, dass durch ein intra-aktives Denken – ein Denken, das davon ausgeht, dass Entitäten in Relationen entstehen und diesen nicht vorausgehen – eine Neuverteilung von Verantwortung in Lernräumen ermöglicht wird. Damit werde deutlich, wie »Lehrende« und »Lernende« immer schon zusammenarbeiten und Wissen gemeinsam erarbeiten – und eben gerade nicht in einem starren Hierarchieverhältnis stehen.

Eine zweite Irritation machen die Beiträge von *Iris van der Tuin* und *Rick Dolphijn* sowie *Sigrid Schmitz* produktiv: Die Problematisierung disziplinärer Grenzen. Van der Tuin und Dolphijn stellen in ihrem Beitrag ein sozialwissenschaftliches

Forschungspraxisseminar vor: das *Thresholds Project*. Das Lehrprojekt setzt an Schwellen der Wahrnehmung (*thresholds*) an – sowohl an disziplinären Grenzen als auch an jenen zwischen Natur und Kultur. Die so gewonnene methodologische Haltung sei ein affirmatives Kartieren des werdenden, in dem disziplinäre Gewissheiten einem Risiko ausgesetzt würden. Eine ähnliche Auffassung vertritt Schmitz, die argumentiert, dass feministisch-materialistische Ansätze zum einen helfen, die Verwobenheit von Lehre und Forschung zu realisieren, und zum anderen einen feministischen, transdisziplinären Seminarraum nahelegen, in dem kollaborierendes Lernen möglich wird. Die technischen und naturwissenschaftlichen Fächer könnten auf diese Weise für die auch diskursive Hervorbringung ›objektiven‹ Wissens sensibilisiert werden; die sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächer zu einem Überdenken der Vorstellung einer rein diskursiven Hervorbringung von Wissen und Phänomenen angeregt werden (70).

Auf eine dritte Irritation reagieren die Aufsätze von *Beatriz Revelles Benavente*, *Kathrin Thiele* und *Hanna Meißner*: Sie gehen auf die Konsequenzen eines radikalen Zusammenfallens von Theorie und Praxis ein. So bestimmt Revelles Benavente den intra-aktiven Lehrraum als radikal Anderes der Universität und als etwas, das eben in dieser Funktion eines konstitutiven Außen widerständiges Handeln ermöglicht – einen Widerstand, der auch jenseits menschlicher Subjektivität denkbar werde. Der relationale Prozess des Lehrens ist in diesem Sinne aus der Theorie heraus politisch. Auch Thiele möchte Theorie nicht als ein Reflektieren über etwas, sondern als diffraktierend, das heißt gleichsam verwoben und verwebend mit anderen Praktiken verstanden wissen. Theorien sind dann nicht etwas, das man ›anwendet‹, sondern sie werden

innerhalb von und gegen andere Praktiken in Stellung gebracht (102). Mit Arendts Begriff des Denkens und ihrer in *Vita Activa* herausgearbeiteten Diagnose eines systematischen Ausschlusses desselben aus der Sphäre des Bedeutenden, also einer völligen Privilegierung der *vita activa* gegenüber einer *vita contemplativa*, zeigt Thiele auf, dass Denken als Praxis rehabilitiert werden müsse. Die feministisch-neomaterialistischen Ansätze regten nun zu einem Überdenken an, wie Theorie zu praktizieren sei. Aus diesem Grund seien sie in der Lage einen Raum zum Denken *als Praxis* zu schaffen. Eine solche neomaterialistische Rehabilitation des Denkens setze neue ›initiale Bedingungen‹ (101) ein, die – und dies ist für ein feministisches Projekt entscheidend – neue Erzählungen über die Welt ermöglichen und damit transformatives Potential freisetzen. Meißner versteht Wissen ebenfalls als Praxis, die sie als spezifisch menschliche Kapazität auffasst und darauf aufbauend eine historisch-materialistische Position mit den Neomaterialismen in ein Gespräch zu bringen sucht (126). Ihre Ausgangsbeobachtung ist die Entpolitisierung innerhalb der neoliberalen Hochschule. Pädagogische Praxis habe einen starken politischen Stellenwert, gerade weil sie ›uns‹ lehrt, die spezifischen historischen Beziehungen zur Welt als durch kollektive Praxis veränderbar wahrzunehmen. Obwohl Meißner die neomaterialistischen Positionen als wichtige Stichwortgeber für eine Rekonzeptualisierung des Politischen auffasst, ist es ihr wichtig, die sozialen Bedingungen in einem historisch-materialistischen Sinne zu reflektieren. Eine feministisch-materialistische Pädagogik darf nicht ignorieren, dass die Möglichkeitsbedingungen des Anders-Seins eben die Bedingungen des historischen Zeitpunkts sind und ›wir‹ aus diesen nicht heraustreten können (135). Um die Bedingungen

an den Hochschulen zu ändern, ist dann eine pädagogische Praxis notwendig, die Räume schafft, in denen genug Zeit und Sicherheit vorhanden ist, um kollektives Handeln zu ermöglichen und die Bedingungen »unserer« Praktiken zu hinterfragen.

Drei weitere Beiträge suchen das Experiment feministisch-neomaterialistischen Lernens konkreter auszugestalten. *Astrida Neimanis* zeigt detailreich, wie die Übung des »Wetter-Schreibens« als materiell-feministische Praktik Studierenden einen alternativen und radikal verkörpert-phänomenologischen Zugang zu politischen und epistemologischen Themen, wie in diesem Fall dem Klimawandel, geben kann. Diese Übungen sollen dazu ermutigen, jenseits von anthropozentrischen und humanistischen Zugängen über Wetter und seine Verwobenheiten – mit Körpern, mit ökonomischen Interessen, mit anderen Zeiten, Räumen und Spezies – nachzudenken und für diese eine Sprache zu finden. *Sofie Sauzet* entwickelt in ihrem Beitrag im Anschluss an Barad einen Diffraktionsapparat, durch den Studierende in die Lage versetzt werden sollen, situiertes Wissen herzustellen (37). Der Begriff des Diffraktionsapparats bezieht sich auf das physikalische Phänomen der Überlagerung von Wellen und weist damit – im Gegensatz zur Reflexion – auf den intervenierenden, produktiven Charakter von (Wahrnehmungs-) Praktiken hin. Ihr Lehr-Instrument sind »snaplogs«: Im Rahmen ethnographischer Feldarbeit nehmen die Studierenden Fotos auf, beschreiben und besprechen sie und entwickeln nicht-anthropozentrische Zugänge zu den Situationen, in denen (auch nicht-menschliche) Handlungsmacht beobachtbar wird. *Dagmar Lorenz-Meyer* bringt in ihrem Beitrag die feministisch-materialistischen Ansätze in ein produktives Gespräch mit Frigga Haugs Konzept der Erinnerungsarbeit. Ihr Aus-

gangspunkt ist die körperliche Erfahrung. Sie regt an, Zugänge zu »body-worldings« (91) durch die Beschreibung konkreter Erfahrungen zu ermöglichen. Erinnerungen, verstanden als rematerialisierende Prozesse, könnten dann durch eine kollektive Praxis des Theoretisierens in einen anderen Interpretationszusammenhang gestellt werden. Es werde eine Reenaktierung von Erinnerungen möglich.

Ich habe die Beiträge des Bandes als Experimente mit und Antworten auf neomaterialistische Irritationen gelesen. Die hier versammelten Übungen eines Denkens des Werdens im Zusammenhang mit pädagogischer Praxis bringen das »Teaching with...« mit dem in neomaterialistischen Ansätzen so wichtigen Postulat des »Becoming with...« in Verbindung: Eine Lehrsituation ist keine abgeschlossene, ein für alle Mal festgelegte, hierarchische Konstellation zwischen menschlichen Akteuren, sondern ein komplexes Werden menschlicher und nicht-menschlicher Aktanten. Dieses Werden zu denken, lädt ein, von eingefahrenen Modellen des Lehrens abzurücken und wie auch immer geartete Prozesse des Gemeinsam-Lernens zu praktizieren. Für die Einübung, Ausgestaltung und theoretische Untermauerung einer solchen Haltung gibt der vorliegende Band eine Reihe von Anregungen.

Katharina Hoppe

Haidinger, Bettina/Knittler, Käthe: **Feministische Ökonomie. INTRO. Eine Einführung.** Wien: Mandelbaum 2014, 167 S., € 12

Das Buch von Bettina Haidinger und Käthe Knittler liefert einen neuen Beitrag zur deutschsprachigen, einführenden Literatur der feministischen Ökonomie.

Die Autorinnen haben ein kompaktes, aber profundes Werk verfasst, das sich mit einer Reihe von Kernthemen der feministischen Ökonomie auseinandersetzt: Geschlecht als (wirtschafts-)wissenschaftliche Kategorie, Arbeitsmarkt und Erwerbsarbeit, Prekarisierung, Reproduktionsarbeit und Wirtschaftskrisen. Eingangs weisen die Verfasserinnen darauf hin, dass sie einen bewusst subjektiven Fokus auf geschlechts- und kapitalismuskritische Ansätze gewählt haben. Das Buch ist in insgesamt neun Kapitel untergliedert. Nach einigen eröffnenden Überlegungen zum Begriff der feministischen Ökonomie in Kapitel Eins geben Haidinger und Knittler einen sozialgeschichtlichen Überblick zum Aufkommen feministischer Fragestellungen in den Wirtschaftswissenschaften in Kapitel Zwei. Beginnend bei Jane Marcet über Charlotte Perkins Gilman bis hin zu Clara Zetkin und Helene Lieser-Berger zeigen Haidinger und Knittler, wie sehr die in den Wirtschaftswissenschaften vorherrschende Geschichtsschreibung nach wie vor an männlichen Biografien orientiert ist, während der Beitrag von Frauen immer noch marginalisiert wird. Zugleich weisen sie nach, dass nicht nur die Geschichte der Wirtschaftswissenschaften, sondern auch manche dieser männlichen Biographien erheblich von dem Denken weiblicher Ökonominen beeinflusst wurden. Deutlich sichtbar wird dies bei John Stuart Mill und Harriet Taylor Mill, deren gemeinsam verfasste Werke zunächst unter seinem Namen, später unter beiden Namen veröffentlicht wurden. Kapitel Drei widmet sich der Konstruktion von Geschlecht als Kategorie aus den Blickwinkeln des konstruktivistischen und des materialistischen Feminismus – einerseits geht es um die Kategorie Geschlecht in Bezug auf Fragen zu Geschlechtsidentität und Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, anderer-

seits um deren empirische Dimensionen für Fragen hinsichtlich geltender gesellschaftlicher Beziehungen zwischen Frauen und Männern. Kapitel Vier und Fünf schließen mit einer Kritik an den zwei großen Theoriesträngen der Ökonomie, der Neoklassik und dem Marxismus, an. Während sich feministische Kritik an der Neoklassik vor allem auf die Zurückweisung des homo oeconomicus als rationalem, autonomem Akteur stützt, werden traditionelle marxistische Theorien über die Konstruktion und Funktionsweise des kapitalistischen Systems als unvollständig und blind gegenüber der geschlechtlichen Arbeitsteilung kritisiert. Die Entwicklung beider Strömungen wird umfassend nachgezeichnet, bis hin zum globalen Projekt des Neoliberalismus und feministisch-marxistischen Arbeiten von Mariarosa Dalla Costa und den Bielefelder Forscherinnen Claudia von Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen. In beiden Kapiteln werden nicht nur Annahmen der Gender Studies, sondern auch wirtschaftswissenschaftliche Grundbegriffe präzise erläutert. Die drei folgenden Kapitel umfassen zentrale Themenbereiche der feministischen Ökonomie: wirtschaftswissenschaftliche Statistik und Ökonometrie, Care- und Reproduktionsarbeit und Makroökonomie. Haidinger und Knittler zeigen auf, inwiefern feministische Fragestellungen in allen drei Bereichen relevant sind: auf der einen Seite für die Reproduktionsarbeit und das Ungleichgewicht der Verteilung dieser Arbeit zwischen den Geschlechtern, das von der konventionellen Wirtschaftswissenschaft weitgehend vernachlässigt wird, auf der anderen Seite für statistische und makroökonomische Untersuchungen, die häufig genderblind durchgeführt werden und damit in vielen Fällen zu verzerrten Ergebnissen gelangen. Das letzte Kapitel bietet einen Ausblick auf alternative Lebens- und Organi-

sationsformen von produktiver und re-produktiver Arbeit, unter anderem das bedingungslose Grundeinkommen.

Damit erweist sich das Buch als ein fundierter, sinnvoll strukturierter Überblick über das Forschungsfeld der feministischen Ökonomie. Den Autorinnen gelingt eine Einführung sowohl für Vertreter_innen beider Wissenschaften als auch für alle, die sich dem Thema ohne Vorkenntnisse nähern und eignet sich damit für all diejenigen, die einen umfassenden ersten Einblick in die feministische Ökonomie gewinnen möchten. An der einen oder anderen Stelle wäre dieser Überblick zu ergänzen. Das Thema Migration könnte beispielsweise etwas aufgewertet werden. Im vorliegenden Text erscheint es nur als ein Unterpunkt des breiten Bereichs der Reproduktion und Care-Arbeit. Dabei hätte ein eigenes Kapitel zum Thema Migration und Globalisierung, das auch andere Aspekte aufgriffe, mehr und breitere Erkenntnisse zu vermitteln gehabt. Erwähnenswert wäre beispielsweise der Blick der feministischen Ökonomie auf undokumentierte Arbeiter_innen, Sextourismus und Menschenhandel, aber auch auf Sonderwirtschaftszonen, globale Finanzmärkte und internationale Institutionen. Das Kapitel zur feministischen Marxismuskritik könnte durch einen Abschnitt über das Verhältnis der feministischen Ökonomie zu Gewerkschaften und dem dort noch immer dominierenden männlichen Normalbegriff von Arbeit erweitert werden. All diese Vorschläge ändern jedoch nichts daran, dass Bettina Haidinger und Käthe Knittler ein überzeugender, wertvoller Beitrag zur deutschsprachigen Literatur der feministischen Ökonomie gelungen ist.

Isabella Rogner

Andreas Hechler und Olaf Stuve (Hrsg.): **Geschlechterreflektierte Pädagogik gegen Rechts**. Opladen u.a.: Barbara Budrich Verlag 2015, 390 S., € 29,90

Geschlechterreflektiert sollte eine Pädagogik gegen Rechts, also gegen völkische/nationale Identitäten und damit verbundene Ressentiments gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit sein, erstens, weil Geschlechterentwürfe in rechten Ideologien eine (zunehmend) zentrale Rolle spielen und zweitens, weil aus den subjektiven Konflikten, die mit den gesellschaftlichen Geschlechteranforderungen einhergehen, wichtige Motivationen für die Aneignung dieser Ideologien entspringen können. Der Sammelband *Geschlechterreflektierte Pädagogik gegen Rechts* aus dem Umfeld des Berliner *Dissens – Instituts für Bildung und Forschung* ist eine erfrischende und hoch aktuelle Bestandsaufnahme der Diskussionen um entsprechende Ansätze. Die leitende These der Herausgeber ist, »dass die Etablierung geschlechtlicher und sexueller Vielfalt und Gleichheit ab dem frühen Kindergartenalter einen präventiven Einfluss in Bezug auf Neonazismus hat«(12), weil so weniger das Bedürfnis entstehen könne, von der eigenen Identität Abgespaltenes an äußeren Feinden zu bekämpfen. Versammelt wurden für dieses Buch zahlreiche, teilweise durch frühere Texte einschlägig ausgewiesene, teilweise aber auch noch weniger bekannte Autor_innen aus Wissenschaft und Praxis.

Die Integration von Theorie und Praxis ist hier beispielhaft gelungen: Neben auch über das engere Thema hinaus anregenden theoretischen Artikeln stehen plastische Überlegungen aus der pädagogischen Arbeit. Eingestreut finden sich immer wieder konkrete methodische Überlegungen. Der Sammelband wird von einer die einzelnen Beiträge und Zugänge verbindenden Haltung getragen,

die sich mit den Schlagworten Konstruktivismus, Selbstreflexion, Emanzipationsinteresse, sowie Kritik an Vorstellungen von ›Nazis‹ als den ganz Anderen umreißen lässt.

Das im weiteren Sinne konstruktivistische Selbstverständnis hebt sich wohlthuend gegen die in Pädagogik und Psychologie wieder verbreitete Vorstellung ab, dass Jungen eine stabile männliche Identität brauchten, sollten sie nicht gewalttätig, frauenfeindlich, autoritätshörig etc. werden. Vielmehr wird von einem strukturellen Kontinuum von Normalmännlichkeit hin zu ihren (rechts-)extremen Formen ausgegangen. In Abgrenzung zu dem gescheiterten Projekt ›akzeptierender Jugendarbeit‹ mit einer extrem rechten Klientel zieht sich durch den Band als roter Faden das Beharren auf der Notwendigkeit klarer Positionierungen gegenüber menschenverachtenden Äußerungen, auch wenn es ›bloß‹ sexistische oder homophobe ›Witzeleien‹ seien, und die Forderung nach einem Aushalten der schwierigen Balance von Empathie und Streit im Umgang mit den Jugendlichen. Besonders zentral wird dies in den Beiträgen von *Michaela Köttig* und *Kai Dietrich/Enrico Glaser* diskutiert. Die Fehler der 1990er Jahre – die Jenaer Szene, aus welcher der NSU hervorging, traf sich in einem von Streetworkern betreuten Jugendzentrum – sollen nicht wiederholt werden. Ein großes Problem sind dabei allerdings die unzureichenden institutionellen und finanziellen Rahmenbedingungen, in denen Jugendarbeit heute stattfinden muss.

Extrem rechte Haltungen finden sich nicht nur an einem sub- und jugendkulturellen Rand der Gesellschaft bei Modernisierungsverlierer_innen. So werden heteronormative Bilderwelten auch anhand eines Wahlplakats der SPD illustriert (*Meike Günther*), bezüglich der für die extreme Rechte entscheidenden Wei-

chenstellungen Anfang der 1990er Jahre wird nicht nur die damalige Welle von Brandanschlägen angeführt, sondern auch die intellektuelle Entwicklung der Neuen Rechten namhaft gemacht (*Gabriele Kämper*) und auf das Fortwesen erbbiologischer Annahmen im gegliederten deutschen Schulsystem hingewiesen (*Andreas Kemper*). Die Dämonisierung nationalsozialistischer Täter_innen in Vergangenheit und Gegenwart wird als ungerechtfertigtes Distanzierungs-bemühen analysiert (*Andreas Hechler, Katharina Obens*).

Die besondere Bedeutung der Arbeit mit Jugendlichen, die im Mittelpunkt des Sammelbandes steht, ergibt sich aus dem meist adoleszenten Einstiegsalter in extrem rechte Gedankenwelten und Szenen. In diesem Alter lassen sich zudem noch Alternativen erlebbar machen – Die Herausgeber betonen, dass die Stärkung ›nicht-neonazistischer, antifaschistischer und LSBT*IQ-Alternativen‹ (48) zentraler Bestandteil der Präventionsarbeit gegen Rechtsextremismus sein muss. Eine ›Sexualpädagogik der Vielfalt‹, so *David Nax* und *Florian Schmitt* in ihrem Beitrag, sollte dazu beitragen, ›Diskriminierungen, Normierungen und Selbstverständlichkeiten‹ aufzubrechen (278f.).

Einen Schwerpunkt legt das Buch auf die Betrachtung extrem rechter Ideologien und Bilderwelten und ihre Attraktivität auch in der ›Mitte‹ der Gesellschaft. Nicht zuletzt an dieser Stelle wird die Betrachtung der eigenen Positionierung und der eigenen (auch affektiven) Verwicklung in rechte Wahrnehmungsmuster wichtig. Insbesondere *Vivien Laumann* und *Kevin Stützel* thematisieren in ihrem Beitrag die Notwendigkeit solcher Selbstreflexion und ihre Problematik in der Praxis. Gegen pädagogische Omnipotenzphantasien wird zudem an mehreren Stellen in dem Sammelband auf die begrenzten Möglichkeiten der Pädagogik

aufmerksam gemacht – spätestens mit gefestigten Aktivist_innen der extrem rechten Szene kann nicht mehr sozialarbeiterisch umgegangen werden. Pädagogik kann die öffentlich-politische Auseinandersetzung nicht ersetzen.

Der Band, der in Vielem einen Kontrapunkt gegen weithin verbreitete Auffassungen setzt, bietet an verschiedenen Stellen auch Anknüpfungspunkte, an denen es sich noch weiterzudenken lohnen würde: Trotz der Betonung, dass die extreme Rechte in Deutschland mittlerweile innerhalb einer (post)migrantischen Gesellschaft existiere (*María do Mar Castro Varela, Juliane Karakayali*), kommen einige der für die Entwicklung gruppenbezogener Menschenfeindlichkeiten wichtigen neuartigen Dynamiken zu kurz. Zu denken wäre hier an die Ausbreitung der Ideologie des Islamismus, die Projektion des sekundären Antisemitismus und der Misogynie in der Mehrheitsgesellschaft auf ›die Muslime‹ wie sie von Wolfram Stender und Guido Follert schon 2010 untersucht wurden, oder die Funktion des Antisemitismus als integrierendes Moment in der postmigrantischen Gesellschaft, das Gemeinsamkeit quer zu rassistischen und sexistischen Trennlinien zu stiften vermag.

Es wird hervorgehoben, dass die extreme Rechte kein reines Männerphänomen ist, und in mehreren Artikeln wird auf Akteurinnen hingewiesen. Trotzdem bleibt die Attraktivität extrem rechter Ideologien für weibliche Heranwachsende etwas unterbelichtet und misogynie Muster und deren Anziehungskraft für Männer erhalten mehr Aufmerksamkeit. In dem Artikel von *Katharina Debus* findet sich allerdings eine spannende These zu der Frage, wodurch Frauen von der extremen Rechten besonders angezogen werden: Die Tatsache, dass in modernisierten Weiblichkeitsentwürfen sowohl eine Orientierung an ›männlichen‹ Attri-

buten wie Souveränität und Autonomie, als auch die Forderung nach ›traditioneller Weiblichkeit‹ existiert, schlage sich subjektiv nieder in dem Wunsch ›bei den ›großen Jungs‹ mitzuspielen‹ einerseits und der Angst, dass einer dann die ›Weiblichkeit und damit Attraktivität‹ abgesprochen wird, andererseits (88). Für diese Ambivalenz in der ›doppelten Vergesellschaftung‹ bieten antifeministische Positionen, mittels derer Zweifel an der eigenen Weiblichkeit abgewehrt werden können, scheinbar einen Ausweg. Hier wäre es interessant, noch mehr darüber zu erfahren, wie in der extremen Rechten Frauen auch jenseits traditioneller Rollen aufgewertet werden, z.B. als ›Kampfgefährtin‹ oder mit der Transformation von ›Mutterliebe‹ in völkische Pflichterfüllung. In dem Beitrag von *Heike Radvan* und *Esther Lehnert* wird beschrieben, wie diese Politisierung der Kinderpflege in Form rechtsextremer Kindergartenerzieherinnen oder -eltern in Erscheinung tritt. Auch die von *Andreas Hechler* und *Olaf Stuve* kurz angedeutete Verschiebung der Sexismus-Erfahrung ›deutscher‹ Frauen auf den ›frauenfeindlichen Moslem‹, die Konstruktion des ›Kinderschänders‹ als volksfremdem Feindbild, der *Patrick Wielowiejski* und *Lena Rahn* nachgehen, und die antisemitischen Bilder ›des Juden‹ als ›strengem Patriarchen‹, ›verkopftem Intellektuellen‹ oder ›triebhaftem Lüstling‹ böten sich für eine gründlichere Untersuchung der Negativfolien einer verheißenen ›heilen‹ völkischen Geschlechterordnung an.

Die theoretischen Ausführungen sind durchweg auf Höhe der aktuellen Diskussionen in der Geschlechterforschung (Body Turn, Intersektionalität, Postcolonial Studies...). Immer wieder erwähnte Referenzautor_innen sind Pierre Bourdieu und Judith Butler; aber auch Theodor W. Adorno, Étienne Balibar, Eva

Illouz, Andrea Maihofer, Gayatri Chakravorty Spivak und viele andere werden herangezogen. Es findet sich jedoch keine systematische Auseinandersetzung mit Subjekt- und Affekttheorien, es wird nur cursorisch auf die Kritische Psychologie und auf die Psychoanalyse verwiesen. Resultat ist eine, insbesondere von den Herausgebern und Debus in ihren Beiträgen ausgearbeitete, meines Erachtens problematische Parallelisierung der geschlechtlichen Sozialisation von Mädchen und Jungen: Beide seien ›Opfer‹ der vereinseitigenden Geschlechteranforderungen, denen »mit einer Entlastung von diesen Anforderungen und der Erarbeitung alternativer, nicht-diskriminieren-

der Handlungsmuster und Einstellungen« (9) geholfen werden solle. Die strukturelle Herrschaftsförmigkeit und Asymmetrie der Geschlechterrelation fällt dabei – wider Willen – tendenziell unter den Tisch.

Der sehr anregende Sammelband ist nicht nur denjenigen zu empfehlen, die sich mit der extremen Rechten wissenschaftlich oder pädagogisch auseinandersetzen (müssen), sondern allen, die bereit sind, festgefaste Bilder von dem, was ein ›Nazi‹ ist, in Frage zu stellen, um extrem rechte Haltungen wirksamer bekämpfen zu können.

Sebastian Winter